

MUNDSTÜCKE: DIE ARTISCHOCKE

Die knospige Distelblüte spielt mit Gaumen und Hirn

Feuilleton, Seite 51

KLASSISCHE MODERNE IN NEW YORK

Schätze aus amerikanischen Sammlungen auf dem Markt

Kunsthandel/Auktionen, Seite 53

FAULER ZAUBER

«Mumbo Jumbo» von Far A Day Cage am Theater Basel

Feuilleton, Seite 55

LITERATUR UND KUNST

Adriaan van Dis erkundet die Erinnerungen seiner Mutter

Seite 57

Verblendungen

Siegfried Lenz' «Deutschstunde» ist fast fünfzig Jahre nach der Veröffentlichung in die Kritik geraten. Von Philipp Theisohn

Emil Nolde diente Siegfried Lenz in seinem Roman «Deutschstunde» als Vorbild für die Figur des Malers Max Ludwig Nansen. Kann Noldes Haltung zum Nationalsozialismus aber darum Lenz' Roman diskreditieren?

Der Text, der in den vergangenen beiden Wochen wie ein Untoter durch die Feuilletons geistert, gibt in seinem elften Kapitel ein kleines Versprechen: «Aber das Wichtigste, das, worauf es ankommt: das ist unsichtbar. Es ist da, aber unsichtbar, falls du mich verstehst. Eines Tages, ich weiss nicht wann, in einer andern Zeit wird alles sichtbar sein.» Es scheint, als sei dieser Tag nun gekommen und die Wahrheit hinter diesem Buch, Siegfried Lenz' 1968 erschienener «Deutschstunde», trete endlich unverhüllt hervor. Die Wahrheit: Emil Nolde, nach dessen Zuschnitt Lenz den charismatischen Maler Max Ludwig Nansen gefertigt und ins Zentrum seines Romans gestellt hat, war kein Mensch, der sich als Exempel für den Widerstand gegen faschistische Pflichterfüllung heranziehen lässt, sondern eher das Gegenteil davon.

Noldes Hitler-Verehrung und seine Bemühungen um nationalsozialistische Anerkennung, die infame Denunziation Max Pechsteins und die Belegstellen für ein antisemitisches Weltbild – all das ist der Nolde-Forschung zum Teil schon seit zwei Jahrzehnten bekannt. Seit dem vergangenen Jahr weiss man auch – dank Kirsten Jünglings Untersuchung – von den Versuchen der Nachkriegs-Kunstgeschichte, Noldes Biografie entsprechend umzuschreiben und zu schönen. Nichts davon ist also wirklich neu, und es hätte somit nicht erst der gegenwärtigen Nolde-Retrospektive im Frankfurter Städel-Museum bedurft, um diese Debatte so zu führen, wie sie augenblicklich geführt wird.



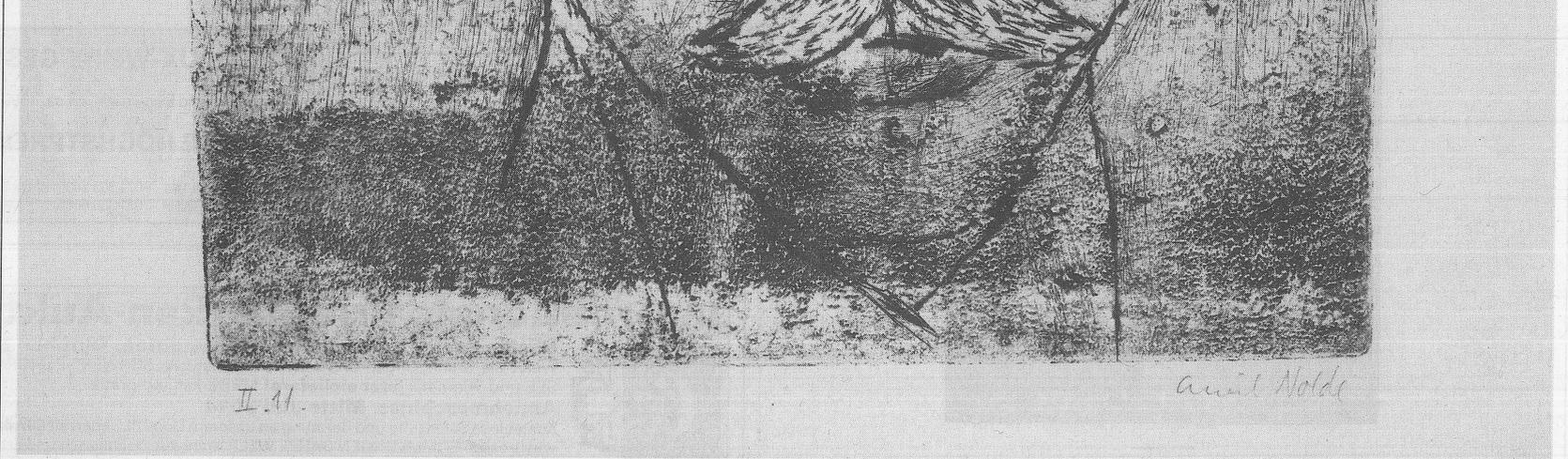
Eine falsche Debatte

Ebenso rätselhaft wie der Entstehungszeitpunkt der laufenden Diskussion ist aber auch ihr Sujet. Beharrlich kreist sie um das Problem der biografischen Verfälschung, das sich in folgender These bündeln lässt: Zwischen Noldes zensiertem Lebenslauf und Lenz' Max Ludwig Nansen verläuft ein recht stabiles Netz aus mehr oder weniger offensichtlichen Bildzitataten und Querverweisen, die 1979 durch Wilhelm H. Grothmann in einem Beitrag für die germanistische Fachzeitschrift «Seminar» erstmals dokumentiert wurden. Die aus Noldes Vita aufsteigenden Schatten heften sich dementsprechend dann auch an die Romanfigur – und machen eine Bilanzprüfung der «Deutschstunde» unumgänglich. Ist mit der Legende vom aufrecht-widerständigen Nolde nicht auch der moralische Kern des Romans zerbrochen? Und kann man solch ein Buch noch ohne weiteres im Kanon der Schullektüren belassen?

«Wir haben das Falsche gelernt» – mit dieser Überschrift hat Jochen Hieber die neuerliche Auseinandersetzung über den Fall Nolde/Lenz in der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung» begonnen, und in diesem Denkhorizont ist sie auch seither verblieben. Der Behauptung, dass Lenz' Roman entscheidend zur verharmlosenden Erinnerung Noldes im kulturellen Gedächtnis beigetragen habe, tritt dabei erwartungsgemäss das (von Willi Winkler in der «Süddeutschen Zeitung» vorgebrachte) Argument entgegen, es wäre zwischen Fakt und Fiktion ja wohl immer noch zu unterscheiden – Max Ludwig Nansen sei eben Max Ludwig Nansen und nicht Emil Nolde.

Indessen läuft die Debatte am eigentlichen Problem der «Deutschstunde» vorbei. Dieses Problem besteht darin, dass dieses Buch in erster Linie gelesen werden *soll*. Natürlich ist es lesenswert. Allerdings wird unsere Wahrnehmung des Textes seit Generationen dadurch bestimmt, dass er «Lektion» ist, dass er längst selbst zu den «Freuden der Pflicht» gehört, von denen sein Protagonist Sigg Jepsen zu berichten beauftragt ist. Es ist die literaturpädagogische Zurichtung der «Deutschstunde», die den gar nicht so taufischen Enthüllungen um Emil Noldes politisches Bekenntnis solch eine Deutungsmacht über den Roman verleiht; eine Deutungsmacht, die auch durch den korrekten Hinweis auf die Eigengesetzlichkeit literarischer Imagination nicht gebrochen werden kann.

Das eigentliche Problem liegt tiefer. Es ist nicht das Konterfei Noldes, das dem Leser durch den



Jeder Selbstinszenierung im Bild ist der Zerfall schon eingeschrieben: Emil Noldes Radierung «Selbstbildnis» von 1911.

NOLDE STIFTUNG SEEBÜLL / GALERIE LUDORFF

Roman folgt und ihn zu Fehlschlüssen verleitet. Vielmehr sind es die holzschnittartigen Deutungslinien, von denen dieser Text seit je eingepfercht wird – und die in umgekehrter Laufrichtung auf die hinter ihm zutage tretende Realität zurückwirken. Das in den Schulen umlaufende interpretatorische Korsett verformt den Roman zu einem Exerzierschritt durch Offensichtlichkeiten, der bei der Aufdeckung des fortexistierenden Privatfaschismus im Pflichtbegriff beginnt und bei der Traumatisierung der Söhne durch Väter und Lehrer endet.

Nahezu jeder der in den Unterrichtsmaterialien zahlreich vorgeschlagenen «Interpretationsansätze» kehrt zu diesen Schemata zurück, die auch schon früh durch entsprechende Einlassungen vonseiten Lenz' abgestützt und durch den Roman selbst natürlich auch offensiv angelegt worden waren. Auf dem Schulpult lag und liegt damit so etwas wie eine verträgliche Einführung in die «Banalität des Bösen» – und nur auf dieser Deutungsfolie erscheint es dann als ein Problem, dass Nansen als Schutzpatron der ästhetischen Pflichtverweigerung in Teilen einer Gestalt nachgearbeitet ist, die im bürgerlichen Leben wohl doch eher ein «banaler Böser» war.

Der Roman weiss durchaus mehr als jene, die in ihm nur den Kippmechanismus von verdrängter und wiedererinnerter Geschichte erkennen wollen. Der Kunstgriff der «Deutschstunde» besteht nämlich darin, dass sie den Bildern, die man sich von der Geschichte macht, grundsätzlich nicht traut. Der eigentliche Konflikt in diesem Text ist kein Gesinnungskonflikt, sondern ein medialer Kon-

flikt. Die Bilder des Max Ludwig Nansen besitzen deswegen einen subversiven Charakter, weil sie leben, weil sie unverfügbar bleiben, weil in ihnen die Geschichte über ihre vermeintlichen Herren hinwegschreitet. Jeder historischen Selbstinszenierung im Bild ist der Zerfall schon eingeschrieben – man muss nur ganz genau hinsehen. Das ist die Macht, die der Totalitarismus fürchtet, und im Bilderjäger Jens Ole Jepsen, der «schichtig kicken» kann (also das zweite Gesicht besitzt), hat Lenz dieser Furcht einen unter analytischen Gesichtspunkten höchst wertvollen Charakter gestiftet.

Revision der Lektürehaltung

Während der Marineoffizier Asmus Asmussen noch in treuer Pflichterfüllung Diavorträge über seinen Vaterlandsdienst im Vorpostenboot hält und mit seinem «Bildwerfer» die dem Krieg trotzen Meereseheime auf der Leinwand erstehen lässt, entdeckt Jepsen auf einem der Lichtbilder bereits den Leichnam des Referenten – und darin zugleich auch die Ohnmacht politischer Systeme vor dem historischen Rahmen, in dem sie einst erinnert werden. Jepsens Schlussfolgerung lautet: Dann muss dieser Rahmen eben vernichtet werden, die verräterischen Bilder müssen fort. Und wo der Dorfpolizist ganz bewusst seinen Ikonoklasmus über den Krieg hinaus pflegt, da wird es umgekehrt seinem Sohn Sigg zum zwanghaften Bedürfnis, die lebenden Bilder vor seinem Vater und seinesgleichen zu retten. Die Kunststiebstähle, die den Erzähler der «Deutschstunde» in die Besserungs-

anstalt gebracht haben, halten die politische wie die private Erinnerung offen. In den versteckten Bildern bewahren sie die Geschichte vor all jenen, die sich als ihre Vollstrecker ausgeben und keinen zweiten Blick auf ihre Taten zulassen wollen.

Zugegeben: Von all dem liest man in den einschlägigen Unterrichtshilfen nichts. Man hat das nicht gelernt. Vom Lichtstrahl der Didaxe geblendet, ist man stattdessen der Projektion politischer Binsenwahrheiten erlegen, in denen man genau das zu erkennen glaubt, was sich in einem 68er Roman eben so vermuten lässt. Wer hingegen die «Deutschstunde» aufmerksam gelesen hat, den wird das unvermutete Auftauchen einer unliebsamen Gestalt auf diesen Genrebildern indessen weder erschrecken noch dazu bewegen, den Roman nun als Geschichtsklitterung zu deklarieren. Das 20. Jahrhundert kennt wenig Texte, denen die Verwandlung des eigenen Deutungshorizonts, die damit einhergehende Veränderung des Lichteinfalls und das Erhellende wie Verdunkeln der Figuren so tief eingeschrieben sind wie diesem.

Lesen und lernen kann man in ihm, wie man sich den Bildern angemessen nähert, anstatt sie stillzustellen und ihnen zu verfallen. «Sehen: das ist doch nicht: zu den Akten nehmen. Man muss doch bereit sein zum Widerruf», dekretiert Max Ludwig Nansen. Der Schatten Emil Noldes, der auf ihm liegt, mag das Tableau der «Deutschstunde» für den Moment verdüstert haben. Widerruf hat er indessen nicht Lenz' Roman, sondern eine längst überfällige Lektürehaltung. Diese legen wir zu den Akten. Der Roman bleibt.